Literaturbericht.

Charles Darwin, über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreiche durch natürliche Züchtung oder Erhaltung der vervollkommneten Rassen im Kampfe um's Dasein. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. H. G. Bronn. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung.

Zu den wichtigsten Tagesfragen der Naturgeschichte gehört offenbar die über Herkunft und Abstammung der Thier- und Pflanzenarten. Stammt jede der zahlreichen Arten, welche die Zoologen und Botaniker unter den Thieren und Pflanzen unterscheiden, von einem besonderem Paare, einem einzelnen Urexemplare ab, oder ist es wahrscheinlicher, daß es Anfangs nur wenig vegetabilische und animalische Urpflanze gab, deren Abkömmlinge sich von Generation zu Generation in die jetzt lebenden Arten umgewandelt haben? Immer näher rückten in der letzten Zeit diese Fragen an die Forscher heran, nachdem sie Jahrzehnte lang sich vorzugsweise mit einer mikroskopisch genauen Detailforschung beschäftigt und ihre Kenntnisse mit einer unabsehbaren Reihe theils untergegangener, theils noch bestehender Arten vermehrt hatten. Ein massenhaftes Material liegt nun vor ihnen; auch haben sie schon eine systematische Ordnung hineingebracht. Allein im Entwickelungsgange jeder Wissenschaft folgt den Epochen der Aufsammlung stets eine Zeit, in der sich das Bedürfniß geltend macht, Umschau zu halten und neue Gesichtspunkte zu gewinnen. Humboldt's Kosmos war das großartige Erzeugniß dieses Bedürfnisses nach Umschau. Es kommen nun Andere, welche auf dem Wege der Kombination den nun erschlossenen Reichthum der belebten Natur der tiefern Erkenntniß einsehar machen wollen; die Erscheinungen der Natur sind ihnen Schriftzüge, aus denen sie die Geschichte des Geschaffenen zu entziffern suchen. Vor allen Andern aber suchte neue Gesichtspunkte über jene Schöpfungsfrage ein englischer Naturforscher aufzustellen, der für dieses Unternehmen eine glänzende Begabung mitbrachte wie keiner vor ihm. Darwin, der berühmte und geistreiche Naturforscher von der Weltumseglung des „Beagle", widmete zwanzig Jahre unausgesetzter Thätigkeit der Untersuchung der Frage über Entstehung der Arten. Das merkwürdige Ergebniß dieser Studien ist, daß alle früheren wie jetzigen Organismenarten von höchstens einem halben Dutzend pflanzlicher und thierischer Grundformen abstammen und noch jetzt in unausgesetzter Bildung begriffen sind.

Das sind Behauptungen, die allerdings schon früher, namentlich von Geoffroy Saint Hilaire und von Lamarck aufgestellt wurden. Hängt den Kühen, so lehrte Lamarck, die Krippe immer höher, so werden sich nach vielen Generationen ihre Hälse ebenso sehr verlängert haben, wie der der Giraffe ist, die ihren schlanken Hals nur der Höhe der Bäume verdankt, auf denen sie ihr Futter findet! Allein bisher sprach man nur von der „Möglichkeit". Erst Darwin suchte die „Nothwendigkeit", das Naturgesetz von der Veränderung und Herleitung der Arten mit einer Konsequenz zu begründen, die von ungemeinem Kenntnißreichthum und von einer genialen Art der Beweisführung unterstützt wird. Schon sind in Folge des Darwin'schen Buches, das nur ein Vorläufer der weitern Ausführung seiner Lehrsätze sein soll, die Naturforscher in zwei Heerlager getheilt. Der berühmte Botaniker Hooker und der ebenso bedeutende Geolog Lyell sprechen entschieden für Darwin's Lehre, während Männer wie Agassiz an der Unveränderlichkeit der Arten festhalten. Unsere deutschen Forscher werden in ihrer Mehrzahl sich nur schwer von der bisherigen Anschauungsweise trennen. Allein nicht blos die Materialisten müssen Darwin's Theorie mit Freuden begrüßen, — denn schon vor mehren Jahren sprach Moleschott die Ansicht aus, daß die Nahrung die wilde Katze zur Hauskatze machte, indem sie ihren Darm verkürzte — sondern auch Andere, die den Materialisten schroff gegenüber stehen, werden sich nicht enthalten können, den Darwin'schen Schöpfungsgedanken ihren Beifall zu schenken. Schon in seinen „Tagesfragen aus der Naturgeschichte", bezeichnete Giebel die Urwelt der nach einander folgenden Schöpfungsperioden als die einzelnen Entwickelungsstufen des Thierreiche. Giebel und Andere finden in der That, daß die einzelnen Urthierreiche ganz bestimmten Entwickelungsstufen der heutigen Thiere entsprechen, und daß wir für alle eigenthümlichen Gruppen der Urwelt die parallelen Beziehungen zu embryonalen Zuständen der heutigen Thiere nachweisen können. Haben nun die jetzt lebenden Thierarten sich aus den ähnlich, aber doch anders gestalteten Thierarten vergangener Schöpfungsperioden umgebildet? Ein deutscher Physiolog, Baumgärtner in Freiburg, behauptet sogar, daß das Urthier, aus dem der jetzt lebende Mensch entsprossen ist, einst im Larvenzustande die meerumflossene Erde bevölkerte und mit Schwimmhäuten versehen war! Es fehlte also in Deutschland nicht an Hypothesen über das von Darwin bearbeitete Thema. Allein Darwin hat seine Aufgabe in völlig neuer Art durchgeführt. Er tritt mit einer Züchtungstheorie hervor, die aus den noch jetzt unter unseren Augen vor sich gehenden Bildungen von Spielarten und Rassen merkwürdige Aufschlüsse gibt über die unter dem Einflusse der Erdlichkeit von Eigenthümlichkeiten stattgefundene Umänderung ursprünglicher Arten in neue. Wie der Mensch durch Zuchtwahl Varietäten erzielt, so gibt es auch eine natürliche Zuchtwahl. Diejenigen Eigenschaften erben sich am sichersten fort, welche dem Thiere zum Siege im Kampfe mit der äußern Natur verhelfen; so kommt von Generation zu Generation eine in ihrer Existenz gesicherte Varietät zu Stande. Und nach Darwin sind „Arten" nur stark ausgebildete und bleibende Varietäten; alle Arten entwickelten sich in solcher Weise aus Varietäten: sie sind also nicht Erzeugnisse ebenso vieler besonderer Schöpfungsakte. Darwin setzt seiner Schöpfungstheorie alle möglichen Einwände entgegen, sucht dieselben aber durch eine Menge noch wenig gekannter Thatsachen aus dem Felde zu schlagen. Die Neuheit seines epochemachenden Systems und die interessante Methode seiner Beweisführung veranlassen uns, diesem vorläufigen Berichte nächstens einige eingehendere Betrachtungen anzureihen. P.

Der Abschied des Schnitters,

Gemälde von Iwan Iwanowitsch Sokoloff.

Bei dem größten Theile der jungen Leute, die sich der Kunst widmen, ist es oft sehr zweifelhaft, ob sie ein wirkliches Talent zur Kunst besitzen, und nur sehr Wenige von ihnen sind berufen, etwas Bedeutendes in der Kunst zu leisten. Zu diesen Wenigen gehört zweifelsohne der russische Maler Sokoloff. Mag sein, daß sein Talent noch nicht völlig entwickelt ist, jedenfalls aber entsprechen seine künstlerischen Arbeiten schon jetzt den strengsten Anforderungen der Kritik. Sokoloff muß zu den bedeutendsten gegenwärtigen Malern Rußlands gerechnet werden. Einige Nachrichten über sein Leben werden für die Leser nicht uninteressant sein.

Sokoloff ist zu Astrachan im Jahre 1830 im Monat Juni geboren. An den Ufern der Wolga verlebte er einen Theil seiner Kindheit. Schon früh fühlte er in sich die Neigung zur Kunst und fing an, für sich zu zeichnen, noch ehe er die Gelegenheit gehabt hatte, Bilder von wahren Meistern zu sehen. Die Natur war seine Lehrmeisterin und sollte es sein ganzes Leben über bleiben.

Als er noch im Kindesalter stand, zog seine Mutter nach Astrachan zurück, in der Absicht, ihm eine gute Erziehung daselbst angedeihen zu lassen. Hier kam er in's adelige Institut. Er besuchte alle Klassen desselben, mit Ausnahme der letzten. Zu dieser Zeit ging er nach Petersburg, um in die dortige Akademie der Künste einzutreten. Ohne alle äußere Anregung hatte er sich zum Eintritte in dieselbe entschlossen: man sieht, er fühlte es in sich, daß er nur für die Kunst geschaffen sei. Er trat in die Akademie ein und durchlief nach einander alle Klassen. Doch eingedenk Dessen, daß die Natur allein seine wahre Lehrmeisterin sein könnte, entschloß er sich, zu reisen. Er ging nach dem Kaukasus (nach seinen damals verfertigten Aquarellen zu schließen im J. 1849). Dort studirte er die Farben, die Farbe des Himmels, der Berge, Ruinen. Auch auf seinen späteren Reisen nach der Krim, Tiflis, Achaltsich blieb er nicht unthätig: Landschaften, Volksscenen, Volkstrachten, Felsen, Aule, mit einem Worte Alles, was ihm in die Augen fiel, Alles mußte in seine Mappe. Im Jahre 1851 war Sokoloff zum zweiten Male im Kaukasus, gleichsam um seine seit seiner ersten Reise gemachten künstlerischen Versuche mit der Natur zu vergleichen. Im Jahre 1853 kehrte er nach Petersburg zurück, setzte seine Studien in der Akademie fort und erhielt für sein Bild: „Der Verkauf einer Sklavin an dem Ufer des Schwarzen Meeres", die zweite silberne Medaille zuerkannt. Im Jahre 1854 reiste er nach Kleinrußland, hier verfertigte er zwei Gemälde: „Der Schnitter in Kleinrußland" und eine Landschaft aus dem Kaukasus, für welche Bilder er von der Akademie der Künste die erste silberne Medaille erhielt. Von dieser Zeit an sieht man Sokoloff wenig in Petersburg: er streift überall umher. So hielt er sich einige Zeit lang auf dem Gute seiner Tante im Charkowschen Gouvernement auf, wo er entfernt von dem Geräusche der Residenzstadt das Volksleben und die Natur durch nichts gestört studirte.

Im Jahre 1856 erschienen zwei neue Bilder von Sokoloff: „Die Zigeuner im Kaukasus" und „Eine Nacht auf dem Iwan Kupala". Es ist schwer zu glauben, daß diese beiden Bilder von demselben Meister herrühren; sie sind so verschieden von einander wie der heiße Tag im Kaukasusgebirge verschieden ist von der kühlen Luft der Ukraine, wie die mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge des Kaukasus von den grünen Auen am Dnjeper. Man sieht, Sokoloff fällt in keine Einseitigkeit, wie es nur zu oft bei Genrebildmalern der Fall ist: breit ist für ihn das Feld künstlerischer Thätigkeit auf dem engern Gebiete der Genrebildmalerei.

Die Bilder, die von ihm noch zu erwähnen sind, sind folgende: die Dorfhochzeit, die Kirschenernte, ein blinder Greis mit seinem Führer, der Kirchhof zu Konstantinopel (gemalt während seines Besuchs in Konstantinopel im Jahre 1858) u. s. w. In allen diesen Bildern weht derselbe Geist wie in den früher erwähnten: getreue Auffassung der Natur und des Volkslebens. Seine Auffassung ist nicht die der daguerreotypenhaften Genauigkeit, die nicht das Wesen der Kunst ausmacht, sondern es ist die Auffassung, die auf einem, ich möchte sagen poetischen Verständnisse der Natur beruht, eine Auffassung, die vielleicht eine noch größere Macht über uns ausübt als die Schönheit der Natur in ihrer Wirklichkeit.

Das Original unseres beigegebenen Bildes ist ein Aquarellgemälde und sein Motiv, der Abschied des Schnitters von seinem Mädchen, dem Volksleben in Kleinrußland entnommen. t.

Die Ernte auf Sizilien.

Wenn schon der deutsche Landmann von sich sagen kann, er esse sein Brot im eigentlichsten Sinne im Schweiße seines Angesichts, so gilt dies von dem italienischen in noch höherem Grade und vor Allem von dem sizilischen, dessen Insel schon ein afrikanisches Klima hat. Man sollte in Betracht dessen mild über ihn urtheilen, wenn er die Ruhe mehr liebt als der Nordländer. Namentlich im Juni, wo hier die Ernte stattfindet, ist der Brand der Sonne fast unerträglich. Dabei fehlt es in den meisten Gegenden jeder Schatten, und man nichts. Die Egge ist unbekannt. Man ritzt den Boden mit einem leichten Hakenpflug einige Zoll tief auf, säet seine Saat und harkt die Furchen mit einem Dornbusche wieder zu. Dennoch macht man gute Ernten, ja manche Getreideart gedeiht hundertfältig. Während das Land eine solche Fruchtbarkeit zeigt, ist der sizilische Bauer doch meist sehr arm, und das kommt nicht sowol von seiner Arbeitsscheu her, sondern von dem Verhältnisse, in dem er zu den Grundherren steht. Wäre dieses Verhältniß des Pächters zum Besitzer des Landes nur einigermaßen billiger und günstiger für ersteren, so würde Sizilien bald wieder die Kornkammer Italiens heißen. Wie die Sachen bis jetzt standen, blieb dem Landmanne von seiner Ernte wenig mehr übrig, als er zum eignen Bedarfe nöthig hatte, und die Kultur des Landes ging, anstatt sich zu heben, von Jahr zu Jahr weiter rückwärts. Jetzt sind indeß bessere Tage für die Insel zu erwarten, da die Landvertheilung, welche der Diktator verfügt hat, zeigt, daß er sehr wohl weiß, was dem Volke mangelt. h.

Die Heerschau über die englischen Freiwilligen.

Der 23. Juni ließ den Londonern ein Schauspiel sehen, welches hier seit einem halben Jahrhundert nicht aufgeführt worden war. Die große Parade der Freiwilligen im Hydepark versammelte Hunderttausende von Zuschauern und wurde dadurch in gewissem Sinne ein Nationalfest. Es war in der That ein imposanter Anblick nicht blos für die Engländer der jetzigen Generation, die meilenweit gehen, um ein Regiment aufmarschiren zu sehen, sondern auch für Bewohner des Festlandes, die an den Anblick großer Truppenmassen von Kind auf gewöhnt sind. Schon die Korps der Freiwilligen an sich waren interessante Erscheinungen. Als ihre Errichtung vor kaum einem Jahre angeregt wurde, wurde eine doppelte Besorgniß laut, einmal meinte man, daß der Engländer von heute keine Neigung und auch nicht viel Geschick für das Soldatenhandwerk besitze, dann fürchtete man, daß bei den Wenigen, die sich bei der Sache betheiligen würden, die Lust, in prachtvollen Uniformen einher zu stolziren, wie in Amerika alles Andere, was etwa ersprießlich werden könnte, im Keime ersticken werde. Von diesen Voraussagungen hat sich keine bestätigt. London und die ihm zunächst gelegenen Grafschaften stellten zu jener Parade über 18,000 Mann, und von diesen trat die große Mehrzahl mit einer Tüchtigkeit auf, die selbst Militärs anzuerkennen nicht umhin konnten.

Es war eine Musterkarte der bis jetzt im vereinigten Königreich organisirten 130,000 Mann, die sich den Beifall aller Kenner erwarb und um Vieles besser war als die meisten deutschen Bürgerwehren vom Jahre 1848. Von übertriebenem Uniformschmuck war auch nicht viel zu bemerken. Die Cityartillerie allerdings prunkte in Gold und Scharlach einher, doch ist das ein schon lange bestehendes Korps, das Achnlichkeit mit den vormärzlichen Bürgergarden Deutschlands hat. Das bis jetzt noch wenig zahlreiche Kavalleriekorps der Freiwilligen war in seiner Art ebenfalls glänzend ausgestattet, doch nur insofern, als es sehr schöne Pferde ritt. Das Sattelzeug war einfach, und die Uniform, eine rothe Bluse, erinnerte an die spartanische Einfachheit der Freischaaren Garibaldi's. Die übrigen Kompagnien und Bataillone waren meist gran, einige dunkelgrün uniformirt. Nicht eine einzige überflüssige Borte oder Kette, ob und zu bei den Offizieren eine spärliche Silberverzierung, sonst wenig blankes Metall und bei Vielen sogar das Riemenzeug ohne Lackirung, was sich bei den grauen Röcken sehr gut ausnahm. Daß es an einzelnen komischen Figuren nicht fehlte, daß man in manchem büchsenbewaffneten Jüngling von 36 Jahren die bekannte langbeinige, eckige, regenschirmbewaffnete Figur vom Rheindampfer sofort wieder erkannte und in dieser Verwandlung doppelt drollig fand, that dem Totaleffekte keinen Eintrag. Die Masse sah durchaus soldatisch, theilweise sogar martialisch aus. Es zeigte sich eben in überraschender Weise, was Eifer für eine Sache und fleißige Uebung binnen Kurzem aus diesem schönen, aber gewöhnlich etwas linkischen Menschenschlage zu machen vermögen.

Besonders hübsch sahen die Schotten und die Künstler aus, die vom Ostende Londons herbeimarschirten. Beide Korps sind staubgrau uniformirt, Aufschläge und Kragen sind grün, sonst wenig Schmuck und das Lederzeug ohne Lackirung. Aber die Mitglieder sind großentheils prächtige Gestalten, die Schotten groß, knochig, ohne viel Bart, sodaß die ganze Breite des Gesichts sich präsentirt, wogegen die Künstler meist schlanke, feine Leute sind, die ihre Uniform besser als Andere zu tragen wissen und auf deren Gesichtern die höhere Intelligenz das Rosstheer und den Porter nicht sehr zum Durchbruche kommen läßt. Schmuck waren übrigens beide Korps in gleichem Maße, die Schotten mit ihren über die Schulter geworfenen Plaids, die Künstler mit ihren schwarz lackirten Gamaschen, die höchst zweckmäßig und kleidsam sind.

Nach diesen sind vor Allen die Korps der londoner Advokatenquartiere und die Middlesex-Scharfschützen zu nennen. Beide waren sehr stark vertreten, sie hatten vortreffliche Musikbanden und namentlich die Ersteren nannten sahen in ihren lichtgrauen Uniformen und